

Von **CHICK COREA** in die Pizzeria

Raoul Walton

*Du musst
nicht alles
können,
aber du
musst alles
wollen.*



Weil branchenübliches Name-dropping stinklangweilig ist, nach dicker Hose aussieht und grundsätzlich zum Zeilenfüllen missbraucht wird, sparen wir uns die Querverweise auf unseren Interviewkandidaten Raoul Walton. Eine Aufzählung aller seiner prominenten Auftraggeber wäre zum einen zu umfangreich. Zum anderen würde sie dem New Yorker Bassisten mit Wohnsitz München ohnehin nicht gerecht werden. Er ist nämlich nicht nur gesuchter Tieftöner, sondern vor allem Vollblutkünstler, der längst selbst produziert, komponiert, schreibt, malt und neuerdings auch schauspielert. Außerdem ist er Mitglied des Autorenteams von BassQuarterly und wird das Magazin auch mit feinen Beiträgen bereichern, die sich garantiert alles andere als steif lesen lassen werden. Warum das so ist? Nun, es gibt nicht viele Bassisten, die sich bei Youtube eine Tüte über den Kopf ziehen und ihre eigene Zunft humor- und lustvoll auf die Schippe nehmen. Aber lesen Sie selbst, was Raoul Walton zum Bassisten-Unikum macht.

Von Michael Loesl



bq: In Amerika und England galt deutsche Musik jahrzehntelang als stocksteif und klischeehaft, weil deutschen Musikern scheinbar die nötige Portion Nonchalance für Popmusik fehlte. Hast du einen Kulturschock erlebt, als du dir Anfang der Achtzigerjahre in der hiesigen Szene einen Namen machtest?

Raoul Walton: Du hast absolut recht mit deiner Skizzierung deutscher Musik in den 1970ern und 1980ern. Ich war allerdings zu dem Zeitpunkt so frech, dass mich dieser Umstand nicht tangiert hat. Ich konnte mir meinen Auftraggebern gegenüber Zeug erlauben, für das andere Musiker aus deren Bands geflogen wären. Vielleicht half mir aber auch mein Exotenbonus seinerzeit. Damals waren hier noch fast alle zu ängstlich, etwas auszuprobieren, was nicht bereits in Übersee erfolgserprobt war. Als New Yorker hat mich dieser Umstand ziemlich schockiert, weil in meiner Heimatstadt lange folgender Grundsatz galt: „Ich möchte nicht die Imitatoren, sondern die Erfinder hören.“

bq: Ob dich Westernhagen und Kunze wohl in ihre Bands geholt hatten, weil du diese Attitüde und eine gewisse undeutsche musikalische Nonchalance mitbrachtest?

Raoul Walton: Ziemlich sicher sogar. Ich will mich nicht überbewerten, aber höre dir Westernhagen vor mir und danach mit mir an. Ich schätze, dass das Resultat für mich spricht. Mein erstes Album mit ihm, „Westernhagen“ war allerdings auch eine lockere Angelegenheit. Uns Musikern wurden die Songideen vorgelegt und danach hieß es: „Okay, Leute, macht etwas daraus!“.

bq: Inzwischen schwof man auch in New York zu deutschen Club-Tracks. Hat die Technologie deutsche Musiker lockerer werden lassen?

Raoul Walton: Ich denke schon. Man mag es zwar kaum glauben, aber die Linn-Drum-Machine war letztlich nicht nur Fluch

sondern auch Segen für viele Drummer, weil sie von ihr dazu angespornt wurden, genau so exakt zu spielen wie die Maschine. Mein Grundsatz für all meine musikalischen und nichtmusikalischen Taten lautete immer: „Du musst nicht alles können, aber du musst alles wollen.“ Ich habe mich dauernd in das hineingestürzt was ich machen wollte. Dazu braucht man im Grunde nicht mal Mut, sondern lediglich Humor, weil sich die Fehler von alleine einstellen. Aber je länger man an einer Sache arbeitet, desto größer werden der Erfahrungsschatz und die Aussichten auf Erfolg.

Uns Musikern wurden die Songideen vorgelegt und danach hieß es: „Okay, Leute, macht etwas daraus!“

bq: Dieses Interview ist unter anderem auch als Startschuss für deine BassQuarterly-Beiträge gedacht. Dürfen wir uns auf Testberichte von dir freuen, die sich anders als bislang gewohnt lesen lassen?

Raoul Walton: Humor war und ist, unabhängig von der Art der jeweiligen Arbeit, ein wichtiges Arbeitscredo für mich. Du kannst dir nicht vorstellen, wie viele Bass-Lines meinem Sinn für Humor entsprungen sind! Die erste Single, die ich je schrieb, war für Gabi Delgado, dem ehemaligen DAF-Mitglied. Die Nummer hieß „Amor Amor“, hatte einen 6/14-Takt, den ich lustig fand, weil er eine freche Verdrehung von Donna Summers „I Feel Love“ war. Und das Ding wurde ein ziemlich erfolgreicher Hit! Außerdem wird der „Bankrupt Bassplayer“ sicherlich hin und wieder auch in meinen Berichten vorkommen.

bq: Der „Bankrupt Bassplayer“ ist dein Alter Ego bei Youtube, wo du deine Zunft in einer andauernden Serie von Homevideos nach Herzenslust auf die Schippe nimmst. Als Gegengift zum superseriösen Muckertum?

Raoul Walton: Es ist meine zynische, ironische Auseinandersetzung mit dem Dasein als Bassist. Manchmal rede ich ziemlich viel in den Episoden, aber meistens spiele ich einfach Instant-Songs. Der erste Song, den ich dafür aufnahm heißt: „I used to open for Chick Corea and now I work in a Pizzeria“. (lacht)

bq: Wie um alles in der Welt kommt man auf so was?

Raoul Walton: Im Grunde genommen ist es meine Reaktion auf das, was andere Bassisten auch bei Youtube gemacht haben. Du weißt schon, sie zeigen was sie können. Die Attitüde darin ist nach ein paar Sekunden Zugucken klar: Schaut mich an, seht wie großartig ich bin! Ich vermisste eine originelle Idee oder jemanden der mir sagte: „Ich liebe Musik und zeige euch jetzt

einfach mal, was es damit auf sich hat.“ Um Weihnachten 2006 herum wurde dann die Idee zum „Bankrupt Bassplayer“ geboren, weil die meisten Bassisten in ihrer Selbstdarstellung bei Youtube lediglich masturbierten. In meiner Kindheit gab es ein TV-Programm in Amerika, die „Gong-Show“ hieß. Darin riss ein Typ die grotesksten Witze, der sich „The Unknown Comic“ nannte, weil er eine Tüte über dem Kopf trug. Der sagte bereits damals unglaublich fortschrittlich-freche Dinge über Politik, für die er geköpft worden wäre, wenn man jemals herausgefunden hätte, wer er gewesen war. Ich erinnerte mich an ihn, schnitt in eine schwarze Papptüte einen Mund und Augen, et voilà – der „Bankrupt Bassplayer“ war geboren.

bq: Und er ist für die ganzen Onanisten unter den Musikern der reinste Anarchist.

Raoul Walton: Das stimmt. Es gibt eben viel zu wenig Humor in der Musik seit dem Tod von Frank Zappa. Mein Youtube-Alter Ego ist für dich, Frank! Wo immer du jetzt bist.

bq: Ganz so weit entfernt von deiner Vita ist der „Bankrupt Bassplayer“ dann aber doch wieder nicht, weil du Anfang der achtziger Jahre tatsächlich bankrott warst. Wie kam es seinerzeit dazu?

Raoul Walton: Oh, diese Episode. Okay, ich spielte damals in einer Band, die das nächste große Ding werden sollte, mit einer halben Million Dollar Vorschuss von Elektra Records und amerikanischem Management. Ich lebte damals in Düsseldorf und von unserem Mega-Vorschuss sollte ein Album produziert werden. Ego-Probleme innerhalb der Band führten allerdings dazu, dass wir nichts zustande bekamen, während das Management in Amerika immer ungeduldiger wurde. Kurz gesagt war der Vorschuss irgendwann futsch und ich kam auf die Schwachsinnsidee das Album auf eigene Kosten in Berlin zu produzieren. Irgendwann war dann allerdings auch der Vertrag mit der Plattenfirma vom Tisch, das Album verschlang Unsummen und ich stand plötzlich ohne Bleibe da. Der einzige, der damals zu mir hielt und direkte Hilfe anbot, war Hellmut Hattler von Kraan, der mich in einem Fotostudio in Berlin leben ließ, was ihm und seinem Kumpel gehörte. Na ja, und ein halbes Jahr später war ich schon wieder einer der Top-Verdiener der deutschen Musikszene. Das ist Showbiz! (lacht)



bq: Welche Charakteristiken machen einen Bassisten brauchbar in deinen Augen?

Raoul Walton: Timing ist extrem wichtig. Damit meine ich nicht nur den Takt halten zu können. Pünktlich zum Gig zu erscheinen ist genauso essentiell, wie so gut es geht darauf vorbereitet zu sein. Als Bassist ist es außerdem wichtig, der Band das Gefühl zu geben, dass man genau weiß, woran man arbeitet, ohne den Boss heraushängen zu lassen. Das richtige Feeling muss man als Bassist unbedingt mitbringen. In einer Soulballade darf man die 32. Note genauso wenig mit einer Slap-Einlage kippen, wie man in einer Heavy-Rock-Combo nicht plötzlich mit Jaco Pastorius-Licks auflaufen darf. Das Setting muss immer vorab ausgeheckt werden. Geschmack ist unumgänglich. Man darf bitte, bitte nie nach der 16. Linie bereits ein Fill spielen. Selbst dann nicht, wenn man das Gefühl hat unbedingt ein Fill spielen zu müssen. Die Spannung in der Musik zu halten, bedeutet auch, den Job behalten zu können, der einem gegeben wurde.



Humor war und ist, unabhängig von der Art der jeweiligen Arbeit, ein wichtiges Arbeitscredo für mich.

bq: Welche ist deiner Meinung nach die scheußlichste Bass-Line aller Zeiten?

Raoul Walton: Es gibt keine scheußlichen Bass-Lines. Nur scheußliche Kompositionen. (lacht)

bq: Welche Eigenschaften muss ein Bass haben, um deine uneingeschränkte Aufmerksamkeit genießen zu können?

Raoul Walton: Ich denke nicht in solchen Kategorien. Ich nutze Instrumente so wie ein Maler Farben nutzt. Manchmal nutzt du Ölfarben, dann wieder Wasserfarben oder aber auch Acryl. Welchen Bass ich nutze, hängt von der jeweiligen Komposition oder dem Stil ab, in dem sie geschrieben worden ist. Dennoch müssen sich Bässe gut spielen lassen und das jeweilige Setting in Sachen Sound durchdringen.

Mein 71er Fender Jazzbass war mein erster „richtiger“ Bass, den ich ungefähr 1974/1975 bekam.

bq: Nach welchen Gesichtspunkten testest du neues Equipment, gerade auch mit Hinblick auf deine zukünftigen Testberichte für BassQuarterly?

Raoul Walton: Ich habe keine vorgefertigte Testherangehensweise. Wichtig sind für mich die Antworten auf folgende Fragen:

1. Liefert ein Bass, was er liefern soll?

2. Arbeitet der Bass zuverlässig? 3. Hat er einen „Vibe“?

Wichtiger ist mir jedoch, dass der Leser den Eindruck hat, dass er aus meinen Berichten eine ehrliche, akkurate Bewertung eines Basses erfahren kann und dass er auf meine Meinung bauen kann. Die Zeiten für uns Musiker sind schwer genug und die Entscheidung für das richtige Equipment geht bei vielen mit tiefen Einschnitten in den Geldbeutel einher. Das wird mir in meinen zukünftigen Tests immer bewusst sein, weshalb man sich darauf verlassen kann, dass ein Bass auch wirklich etwas taugt, wenn ich ihn für O.K. befinde.

bq: In diesem Zusammenhang ist dann vermutlich auch die eigentlich öde Frage nach deinen Bässen von Relevanz.

Raoul Walton: Ich bin fest davon überzeugt, dass deine Finger deinen Sound kreieren und dass verschiedene Bässe lediglich den Geschmack des Menüs variieren, die das Anschlagen der Saiten mit deinen Fingern komponiert. Dennoch erzähle ich dir natürlich, welche meine Bässe sind. Ich besitze zwei Sadowsky NYC Model-Bässe. Einer hat EMG-Pickups, der andere Sadowsky-Pickups von Dimarzio. Beide geben mir genau das, was ich benötige wenn ich sicher gehen will, dass ich einen großartigen Sound hinkriegen kann. Es ist wirklich schwierig den Sound dieser fantastischen Bässe zu vermässeln. Mein 71er Fender Jazzbass war mein erster „richtiger“ Bass, den ich ungefähr 1974/1975 bekam und mit dem mich eine besondere Geschichte verbindet. Als ich ihn erstmals spielte, war das eine schmerzhaft Erfahrung, weil er im Grunde unspielbar war. Nachdem bei mir zu Hause ein Wasserrohr gebrochen und alles überflutet war, ließ ich das Teil zum Fretless umbauen. Schließlich wurde mir der Bass in München gestohlen. Zwei Jahre später entdeckte ich ihn in einem Studio wieder, wo er herumlag. Ich kaufte ihn zurück und ließ ihn von Günther Eyb runderneuern. Jetzt hat er einen Vintage-Ton, der es in sich hat. Meinen Fender Precision 1962 Custom Shop Reissue-Bass spiele ich auf Roachfords „Word Of Mouth“-CD ausschließlich. Den EYB "RESO 5" M-J BASS spielte ich auf der Glashaus-Tour 2006, nachdem ich als Ersatz für Willy Wagner zu der Truppe gestoßen war. Er hat einen sehr robusten Ton, der, wenn gewünscht, wie ein Musicman klingt. Mein Sandberg 5-String Prototype ist ein Geschenk von Herrn Sandberg höchstpersönlich. Er besitzt eine umgekehrte M-J Pickup-Konfiguration. Zuerst kommt der MM-Pickup, dann der "J", was ihn sehr speziell klingen lässt.

bq: An welchem Projekt hast du gerade gearbeitet?

Raoul Walton: Ich habe gerade meine erste Schauspielrolle in einem Film gespielt, der zunächst nur in England und Frankreich zu sehen sein wird. Darin sieht man mich als älteren Mann, der, desillusioniert von der Kultur moderner Kids, Tipps zum Finden der Identität gibt.



bq: Für junge Musiker übersetzt, bedeutet das?

Raoul Walton: Dass ich denen keine Tipps geben brauche. In Amerika gibt es diese New Gospel-Bewegung, in denen unglaublich gute Musiker unglaublich beeindruckende Sachen spielen. Das klingt so, als ob die Fusionszene auf das Jazzverständnis eines Ornette Coleman treffen würde. Es gibt also Hoffnung am Ende des Tunnels, nach dem ganzen Superstargesuche.

bq: Wir freuen uns natürlich auf deine Beiträge! Vielen Dank für das Gespräch!